

# Goethe und Rilke

Autor(en): **Meyer, E. A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **61 (1956-1957)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316589>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stärker als er, der nur das Gefäß war für übermächtige Kräfte. Und er hatte den Mut, sich diesem Göttlichen hinzuhalten. Er wich ihm nicht aus. Und es zerstörte ihn frühzeitig, diesen zarten, demütigen Menschen.» ME

#### Literatur:

Stefan Zweig: «Abschied von Rilke», aus dem Buche «Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten». S.-Fischer-Verlag, Frankfurt a. M.

Christiane Osann: «Rainer Maria Rilke.» Der Weg eines Dichters. Orell-Füßli-Verlag, Zürich.

*Ich liebe meines Wesens Dunkelstunden,  
in welchen meine Sinne sich vertiefen;  
in ihnen hab ich, wie in alten Briefen,  
mein täglich Leben schon gelebt gefunden  
und wie Legende weit und überwunden.  
Aus ihnen kommt mir Wissen, daß ich Raum  
zu einem zweiten zeitlos breiten Leben habe.  
Und manchmal bin ich wie der Baum,  
der, reif und rauschend, über einem Grabe  
den Traum erfüllt, den der vergangne Knabe  
(um den sich seine warmen Wurzeln drängen),  
verlor in Traurigkeiten und Gesängen.*

R. M. Rilke, «Aus dem Stundenbuch», 1. Teil

## Goethe und Rilke

Von E. A. Meyer

Seit Goethe hat wohl kein Dichter den Kreis des Sagbaren so erweitert wie Rilke. Lessing hat die Sprache verständlich gemacht, der junge Goethe hat sie durchblutet, daß sie nun leidenschaftliche Bewegtheit ausdrücken konnte, im alten Goethe fängt das Geheimnisvolle an sagbar zu werden, aber erst der späte Rilke hat die Sprache so mit Seele und Geist durchwärmt und erhellt, daß sie wie ein völlig neues Mittel ist, um seelische Erlebnisse Gestalt werden zu lassen. Damit gibt er der die Seele zerlegenden und analysierenden Tendenz unserer Zeit das unentbehrliche Werkzeug und Gegengewicht.

Wenn man diese beiden so wesentlichen Dichter weiter vergleicht, so ergeben sich überraschend viel Ähnlichkeiten trotz dem ganz großen ihr Wesen formenden Gegensatz. Beiden gelingt in der Jugend ein Werk, das sie berühmt macht und das sie dann einengen will. Noch im Mannesalter wird an Goethe von vielen Seiten die Forderung gestellt, immer so weiter zu dichten wie im Werther, und noch der späte Rilke muß den ihn vom Stundenbuch her verehrend Liebenden klarmachen, daß er ein anderer geworden ist als der so inständig fromme, aber noch so wortreiche und ungenaue, in seinen Schwingen sich verlierende Dichter. Beiden erwächst daraus — oder verstärkt sich — eine große Gleichgültigkeit gegen das Publikum.

Beide zwingt in dem Augenblick, wo ihr Wesen von innen heraus sich umbilden will, das Geschehen in der Außenwelt mitten in einer produktiven Zeit zum Verstummen. Beide leiden an dem ihnen auferlegten Schweigen, aber nun wird der große Gegensatz deutlich. Goethe leidet stumm, nachdem er im «Tasso» angedeutet hat, was er duldet und wie der Dichter in ihm untergeht. Erst wenn er im Alter über diese und die folgende Zeit berichtet, ahnt man, wie sehr er gelitten hat: «Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war», und «Ich vermißte jede Teilnahme, niemand verstand meine Sprache». Das Schweigen über dem «Faust», der in Rom gerade zu neuem Leben erwachen wollte, ist ihm wohl nicht weniger schmerzlich gewesen als für Rilke in Pausen in den «Elegien». Aber da Goethe immer aktiv ist, immer nach außen gekehrt und vielseitig, so

gibt er diese seine Sprache auf und wird Wissenschaftler und leistet. Genau das Gegenteil ist Rilke; immer nach innen gewendet, Nur-Dichter, muß er Jahre lang in der eigenen Qual wühlen; das Nicht-produzieren-Können schien ihm «eine Verstümmelung seines Herzens». Er muß dauernd nach der Ursache derselben in sich suchen und immer wieder versuchen, die äußeren Lebensbedingungen zu finden, unter denen er wieder produktiv werden kann, und er verachtet und zerquält sich selbst, wenn es wieder vergeblich ist. Aber in dieser unbestechlichen Selbstbeobachtung wird er der feinfühligste Seelenkenner.

Vielen an der heutigen Zeit verzweifelten Rilke-Verehrern scheint die Gestaltung der Verzweiflung der Sinn von Rilkes Schaffen. Goethe, flüchtig gekannt, führt zu oberflächlichem Optimismus; Rilke, flüchtig gekannt, führt zu quälendem, resultatlosem Pessimismus. Aber der späte Rilke widerspricht dieser Auffassung immer wieder aufs dringlichste; wie Goethe gegen den Schluß seines Lebens sagen kann: «Wie es auch sei, das Leben, es ist gut», so sagt Rilke mitten in den Qualen seiner sehr schmerzhaften Todeskrankheit zu seiner neben und mit ihm leidenden Freundin: «Vergessen Sie nie, Liebe, das Leben ist eine Herrlichkeit.»

So kann, in dieser Beleuchtung, Rilke tatsächlich wie eine Ergänzung, eine Fortsetzung von Goethe erscheinen, und es ist fruchtbar für das Verständnis von beiden, dabei noch ein wenig zu verweilen.

Wenn Goethe sagt: «Nichts vom Vergänglichen, wie's auch geschah, uns zu verewigen sind wir ja da», so sagt er Ähnliches im Spätwerk wieder und wieder, aber nur als Wink, als leise Andeutung; er zeigt nicht, *wie* das Vergängliche zu überwinden ist. Im Leben wie im Werk schiebt er alles Schwere, Trübe, Bedrückende beiseite, scheinbar leicht. Wie Dante läßt er sich belehren: *Guarda e passa*, sieh hin und geh vorüber. Er erfährt, erlebt alles Schwerste: Krieg, Unsicherheit, schwere Krankheiten, eigene Fehler, Erfolglosigkeit in der wissenschaftlichen Arbeit, die ihm am meisten am Herzen liegt und hartherzigste Verken- nung, wo er am offensten und liebevollsten ist. Er nimmt alles dieses *wahr*, aber er hat die Haltung der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, gelernt, wie er sie in den «Wander- jahren» lehrt: mit gebundenen Händen und doch lächelnd zur Erde niederschauend in «Verehrung (!) des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerten», und der immer Stre- bende darf einen Schleier darüber decken und sich zum Besseren wenden, denn alles Negative ist unfruchtbar. Dies erscheint leicht oberflächlich und verleitet gewiß weniger ernste Menschen zur Oberflächlichkeit.

Rilke fühlt sich berufen, alles Widerwärtige so eindringlich zu gestalten, daß nie- mand es leugnen oder beiseite schieben kann. Aber um das zu können, muß er, der gewissenhafteste, weil innerlichste der Menschen, durch alles, aber auch alles mitten hindurch. Tod, Krankheit, Armut muß er innen in sich als Angst, als Ekel, als Schauder und Grauen durchleben, um es aussagen zu können. Nur indem er es gestaltet, überwindet er es selber, und Rilke ist so großer Künstler, ihm gab ein Gott zu sagen, was er duldet in so hohem Maße, daß seine vollendete und hinreißend schöne Darstellung einer Qual die Menschen besticht, und sie, die so gern klagen, glauben darin eine Berechtigung ihrer Klagen zu sehen. Die heutige, in ihre eigene Angst verliebte Menschheit sieht nicht, daß Überwindung der Sinn dieser Kunst ist. «Wer nicht der Fürchterlichkeit des Lebens irgendwann mit einem endgültigen Entschluß zustimmt, ja ihr zujubelt, der nimmt die unsäglichen Vollmächte unseres Daseins nie in Besitz.»

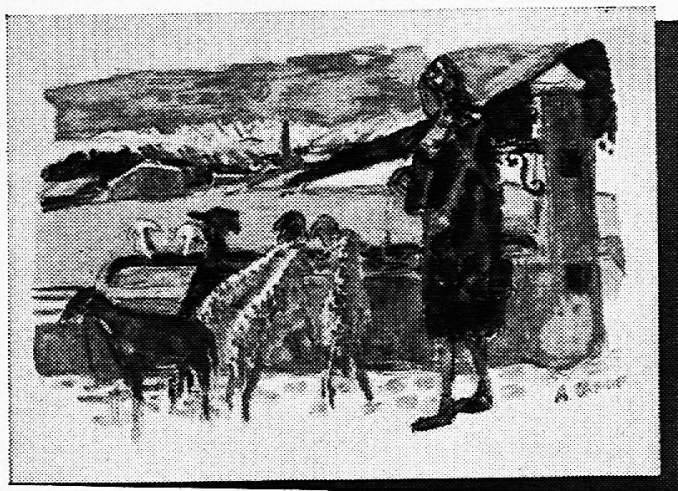
Über Goethes «Westöstlichen Diwan» könnte als Motto das Wort daraus stehen: «Denn das Leben ist die Liebe und des Lebens Leben Geist», aber ebensogut könnte Rilkes Wort aus den «Elegien» darüber stehen: «Nirgends, Geliebte, wird Welt sein als innen.» Wie im «Diwan» die Gegensätze zusammenfallen: Alter und Jugend, Sinnlichkeit und Geist, Vergangenes und Gegenwart, leidenschaftliche Liebe und Verzicht, ja Form und Unform, so will Rilke in den «Elegien» «das Sein, das heißt die Erfahrung der möglichst vollzähligen inneren Intensität» zeigen. Und auch das Problem Form und Unform zeigt sich, unwillkürlich, indem die «Elegien» und die «Sonette an Orpheus» zu gleicher Zeit

entstehen; in den ersten halten die Rhythmen gegenüber dem Ansturm der Gedanken und Bilder nur sehr mühsam und gewaltsam stand, in den «Sonetten» gibt sich derselbe Gehalt in bis dahin in deutscher Sprache unerreicht vollkommener Form.

Noch auf eine Eigenheit dieser beiden Großen sei hingewiesen, die in diesem Maße von keinem andern Dichter berichtet wird. Beide kennen die bewußte, lange, innerliche Arbeit an ihren Schöpfungen, das lange Austragen, Erwarten und Reif-werden-Lassen. Aber ebenso kennen beide das ganz unerwartete, ja fast unbekannte Geschenk. Goethe schreibt von der Entstehung eines Gedichtes: «Ein wunderbarer Zustand bei hehrem Mondenschein brachte mir das Lied um Mitternacht, welches mir desto lieber und werter ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte.» Rilke schreibt: «Erzählte ich Ihnen schon, daß diese merkwürdigen „Sonette an Orpheus“ keine beabsichtigte oder erwartete Arbeit waren; sie stellten sich, oft viele an einem Tag, völlig unerwartet ein.» Beiden kommen diese Geschenke in dieser Weise doch wohl, weil sie die demutsvolle Ehrfurcht vor den eigenen Schöpfungen haben, die ganz ohne Beimischung von persönlicher Eitelkeit ist. Rilke: «Und ich bin es, der den „Elegien“ die richtige Erklärung geben darf? Sie reichen unendlich über mich hinaus.» Goethe über «Faust»: «Ja, er (der Leser) wird mehr finden als ich geben konnte.»

Rilke gelangt auf mühsamen, sichtbar und daher gehbar gemachten Wegen zu dem Resultat: «Die Realität jeder Freude ist unbeschreiblich in der Welt; nur in der Freude geht noch Schöpfung vor sich . . . die Freude ist eine wunderbare Vermehrung des schon Bestehenden, ein purer Zuwachs aus dem Nichts heraus.» Goethe sagt dasselbe: «Lust, Freude, Teilnahme an den Dingen ist das einzig Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles andere ist eitel und vereitelt nur.»

So sind beide, wenn auch auf ganz verschiedene Art, «zum Rühmen Bestellte». Bei Goethe wie bei Rilke ist die Nachtseite beim Rühmen auch immer dabei, ganz unbetont, um der Ganzheit willen: «Es sei wie es wolle, es war doch so schön» . . . «wie es auch sei, das Leben, es ist gut.» Aber nur bei Rilke spürt man, mit welcher ausdauernden Mühe, Arbeit und Qual diese Fähigkeit zum Rühmen erworben ist «wie das Erz aus des Steins Schweigen». Deshalb muß wohl der heutigen Jugend, der heutigen Zeit Rilkes noch bis zum Schluß unruhiger und aufregender Wein schmackhafter und wichtiger sein als der ganz abgeklärte ruhig-kräftige Trank, den Goethe bietet.



Auch dieses Jahr sind zwei reizende Serien Pro-Juventute-Glückwunschkarten herausgekommen. Wir möchten wünschen, daß die Kärtchen und Pro-Juventute-Marken guten Absatz finden, damit die Stiftung Pro Juventute ihre vielfältigen Aufgaben im Dienste der Schweizer Kinder erfüllen kann.